Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1910)
Heft: 21-22

Artikel: Friedensverein und Politik
Autor: Schulthess, Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-801752

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hälfte durch unglückliche Verhältnisse und Vertrauensmissbrauch kam, in die drückendsten und ärmlichsten Verhältnisse geriet, und zu bescheiden, sich selbst wieder in Erinnerung zu bringen, verlassen und vergessen buchstäblich eine Zeitlang nicht wusste, wo er sein Haupt hinlegen sollte.

In den schwersten Zeiten seines Lebens fand er liebevolle Aufnahme bei Herrn Dr. Altherr in Heiden. Zu Anfang der 90er Jahre weilte er etwa anderthalb Jahre bei der Familie Stäheli auf dem Lindenbühl in Trogen. Dann siedelte er in das Krankenhaus Heiden über, das er bis zu seinem Ende bewohnt hat. Hier wurden ihm noch all die Ehrungen zuteil, die Pension der Kaiserin von Russland und der Nobelpreis, die ihm ein sorgenfreies Alter sicherten. Nur selten empfing er noch Besuche; zuletzt durfte niemand mehr sein Zimmer betreten ausser der leitenden Schwester des Krankenhauses, Schwester Elise, die ihm eine treubesorgte Pflegerin war. Der Schreiber dieser Zeilen, der früher öfter mit ihm verkehrt hatte, hat ihn Ende der 90er Jahre zum letzten Male gesehen. Er war schon damals eine ehrwürdige Patriarchengestalt mit einem langen, sorgfältig gepflegten, fast bis zum Boden herabwallenden Bart. Die Segnungen, die vom Roten Kreuz ausgingen, sind unermesslich.

Bis zu seinem Ende war er immer tätig, in reger Korrespondenz und eifrig bemüht für alle Friedensbestrebungen. In den letzten Monaten zeigte sich eine Abnahme der Kräfte; als ihm die Todesanzeige seines Freundes, der Oberfeldarztes Mürset, gebracht wurde, äusserte er, er werde ihm bald in die Ewigkeit nachfolgen. Die Welt, die ihn lange in so schmählicher Weise vergessen hatte und erst später wieder zum Bewusstsein kam, was sie dem Manne verdankt, wird dem Verstorbenen ein dankbares Andenken bewahren.

Henri Dunant konnte nicht bei der Humanisierung des Krieges stehen bleiben; er ist ein eifriger Pazifist geworden, und seine mahnenden Worte, die wir als Motto der heutigen Nummer voransetzen, rufen aller Welt zu, was heute die Pflicht der Menschheit ist. Es liegt viel mehr in diesem Zeugnis des alten Dunant, als diejenigen, die ihn heute feiern, ahnen.

Wir sehen vor uns einen echten, vollkommenen Idealisten, der trotz Spott und Unglauben, die auch ihm entgegengebracht wurden, seinen Idealen zum vollen Siege verholfen hat. Aber die neue Zeit verlangte neue Ideale! Nicht Humanisierung des Krieges konnte fernerhin helfen, der Krieg selbst, der alte Schandfleck der Menschheit, musste verworfen werden. Das hatte Dunant vollkommen erkannt. Aber der grösste Teil derjenigen, die ihn nun ehren und preisen, sie sind es gar nicht mehr wert, sich als seine Jünger betrachten zu dürfen. Wenn sie es wären, so müssten auch sie mit Dunant Schritt halten und ihm folgen in der Arbeit an der Verwirklichung seines neuen Ideals. Er hat nach Durchführbarem gestrebt, nicht nach leeren Träumen; das ist durch die Geschichte der Genfer Konvention bewiesen. Wohlan, dann ist auch sein neues Ideal kein leerer Wahn, sondern erst die volle Erfüllung des alten. Nicht Humanisierung, Abschaffung des Krieges verlangen diejenigen, die Dunants wahre Nachfolger sind!

——o——

Friedensverein und Politik.

Von *Konrad Schulthess* (Zürich).

Angesichts des Umstandes, dass unsere appenzellischen Friedensfreunde sich nächstens darüber aussprechen sollen, ob sie nach Vorschlag von Hrn. K. Rüd die Wahlbeeinflussung als Propagandamittel annehmen wollen oder nicht, erlaube ich mir einige Fragen aufzuwerfen.

In § 2 unserer Statuten heisst es, dass der Schweiz. Friedensverein politisch vollständig neutral sei. Was bedeutet dies? Etwa dass wir uns überhaupt nicht in die Politik mischen sollen? Trifft das zu, dann wäre der Vorschlag von Hrn. Rüd, weil statutenwidrig, unannehmbar. Dies die eine Auffassung.

Mit ebenso gutem Recht kann man aber aus § 2 gerade das Gegenteil von der oben erwähnten Ansicht herauslesen. Der dort aufgestellte Grundsatz der „vollständigen politischen Neutralität“ kann gewiss auch bloss die Meinung haben, wir sollten uns nicht an irgend eine der verschiedenen politischen Parteien anschliessen und deren Politik zur unsrigen machen. In diesem Falle dürften wir also eine selbständige aktive Politik treiben, und die Appenzeller könnten ohne Bedenken den Vorschlag annehmen.

---

sich wieder erhebend, eilten sie in ordnungslosem Schwarm dahin, allzu laut, allzu ausgelassen, allzu nahe diesen schwarzen Klüften, in denen vielleicht noch vergessene und verlorene Menschenkinder zwischen den Felsen mit dem Tode rangen.

Lange standen wir noch um den erloschenen Samowar und schwiegen...

Fünftes Fragment.

...Ich schlief bereits, als der Doktor mich leicht in die Seite stiess, um mich zu wecken. Ich schrie auf, erwachte und sprang empor; wir erwachten alle mit einem Schrei, wenn man uns aus dem Schlafe aufstörte. Ich stürzte nach dem Ausgang des Zeltes, aber der Doktor hielt meine Hand fest und entschuldigte sich:

„Ich habe Sie erschreckt, verzeihen Sie! Ich weiss, dass Sie des Schlafes bedürfen...“

„Fünf Tage und fünf Nächte...“ murmelte ich, während ich auf das harte Lager zurücksank. Ich schlief im Moment wieder ein und glaubte Gott weiss wie lange geschlafen zu haben, als ich von neuem die Stimme des Doktors vernahm, der mir vorsichtige kleine Stösse gegen Rücken und Beine versetzte.

„Es muss sein, mein Lieber, es muss unbedingt sein. Ich glaube ganz bestimmt, dass noch Verwundete draussen auf dem Schlachtfelde liegen...“

„Was für Verwundete? Wir haben doch den ganzen Tag nur immer Verwundete eingebracht. Das ist ja schändlich, ich habe fünf Tage und fünf Nächte nicht geschlafen!“

„Seien Sie nicht böse, Verehrtester,“ murmelte der Doktor, während er mir ungeschickt die Mütze auf den Kopf schob. „Alles schläft, keinen Menschen kann ich wach bekommen. Eine Lokomotive und sieben Waggons habe ich glücklich aufgetrieben, doch nun brauch' ich auch Leute... Ich versteh' ja vollkommen ... diese Strapazen... Aber kommen Sie schon, ich beschwöre Sie! Alles schläft wie tot... ich selbst halte mich kaum wach und fürchte, jeden Augenblick im Stehen einzuschlafen. Ich weiss gar nicht mehr, wann ich geschlafen habe... ich leide schon an Halluzinationen. So, mein Lieber... ein Bein herunter, dann das andere... so, so...“

Der Doktor war bleich und schwankte vor Erschöpfung, und man sah es ihm an, dass, wenn er sich erst hinlegte, er ein paar Tage lang nicht wird aufstehen können. Die Beine brachen unter mir zusammen, und ich war überzeugt, dass ich im Gehen

Nehmen wir einmal an, diese letztere Interpretation sei die richtige, d. h. wir dürften uns politisch betätigen. Dann erhebt sich jedoch gleich wieder eine neue Frage. Ja, was für eine Politik sollen wir jetzt treiben, wir müssen doch bestimmte, feste Richtlinien haben, nach denen wir uns richten, an die wir uns halten können?

Sollen wir uns lediglich darauf beschränken, unsere Ansichten auch hinein in die Ratsäle zu tragen und dann zuzusehen, wie sie dort aufgenommen werden. Sollen wir nicht auch darnach streben, dass unser Vaterland ein Standort und ein Hort jener Institutionen werde, die der Annäherung der Völker und Staaten dienen, wie ich dies z. B. in meinem Artikel „Europa den Europäern" ausgeführt habe?

Ferner. Wie stellen wir uns zum Militarismus? Verhalten wir uns dazu passiv oder stimmen gar den Kreditforderungen für das Militär zu, so wäre das Wasser auf die Mühle der Rüstungsfanatiker, deren Zahl auch in unserem Lande ganz erklecklich ist. Mit wahrem Freudengeheul würden sie sich auf dieses „gefundene Fressen" stürzen und es in die Welt hinausposaunen, dass es mit der friedlichen und schiedlichen Beilegung der Völkerkonflikte nichts, rein nichts sei, denn die Pazifisten selber gäben dies zu, indem sie die Rüstungen steigern helfen.

Tun wir das Gegenteil in dem Bewusstsein, dass der römische Spruch „si vis pacem, para bellum" heute nichts mehr zu sagen habe, so wirft man uns Antimilitarismus und Antipatriotismus vor.

So oder so, in jedem Falle ist es für uns eine kitzliche Sache.

Und doch, ist es nicht Tatsache, dass auch bei uns die Rüstungsforderungen schwer auf unserem Volke lasten? Ist nicht mit Sicherheit anzunehmen, dass die stetige Erhöhung unserer Militärausgaben schliesslich unserem kleinen Vaterlande, das sonst schon einen schweren Existenzkampf inmitten seiner mächtigen Nachbarn führen muss, schneller und sicherer den Garaus machen wird, als dies feindliche Bajonette, Kanonen und Luftflotten vermöchten? Und da kann man sich wirklich fragen, ob sich nicht auch die Friedensfreunde als gute Patrioten gegen alle unnützen Militärausgaben mit Macht stemmen sollten. Denken wir nur daran, wie viele Millionen für Festungen zum Fenster hinausgeworfen wurden, wie Oberst Schott in seiner Broschüre es ausführte. Denken wir daran, dass erst kürzlich wiederum 16 Millionen Franken mir nichts dir nichts verschleudert worden wären, wenn sich nicht in einem Teil unserer Bevölkerung lebhafter Protest dagegen erhoben hätte. Bitter ist es für jeden Schweizer, der sein Vaterland lieb hat, sehen zu müssen, wie unser Land langsam, aber unaufhaltsam bei einer solchen Rüstungspolitik dem Ruin, dem Staatsbankrott zutreibt. Und da sollten wir Pazifisten schweigen?

Dies einige Fragen, mit denen wir uns beschäftigen müssen, falls die Appenzeller sich für die Wahlbeeinflussung erklären werden. Sie zu beantworten oder gar sie lösen zu wollen, masse ich mir nicht an. Darüber haben Berufenere zu entscheiden. Eines hoffe ich aber, dass der eine oder andere sich darüber hier in unserem Blatte äussern werde und so zur Lösung dieser überaus schwierigen und heiklen Fragen beitragen möchte.

Anmerkung der Redaktion. Von der in obigen Ausführungen gemachten Anregung zur Aussprache über das Verhalten der schweizerischen Pazifisten als Volksvertreter Gebrauch machend, möchten wir einige Worte beifügen. Unsere Stellungnahme ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Wir dürfen ja nicht, wie man hie und da versucht sein könnte, unsere Aufgabe darin sehen, Einsprache zu erheben gegen die geforderten notwendigen Kredite für Militärausgaben. So hart diese auch unserem Lande fallen mögen, es ist zu denselben gezwungen, solange die Verhältnisse der Nationen zueinander sich nicht bessern, solange nicht ein Rechtszustand an die Stelle des Machtzustandes getreten ist. Man kann allerdings über den Begriff „notwendige Kredite" ganz verschiedener Meinung sein; im allgemeinen aber steht die Beurteilung hierüber den Fachleuten zu, die auch die Verantwortung für die Vaterlandsverteidigung zu tragen haben. Der Laie kann beim besten Willen in solchen Fragen sich sehr leicht täuschen. Wir haben den Glauben an unsere Behörden und das Vertrauen zu unseren Volksvertretern, dass sie die ihnen von der Nation anvertrauten Gelder nicht verschleudern, sondern sie als anvertrautes Gut betrachten, das unter vielen Entbehrungen und durch harte Arbeit errungen, vom Eidgenossen auf dem Altar des Vaterlandes geopfert wurde.

---

schlief — denn ganz unvermittelt und plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, tauchte vor mir eine Reihe massiger, schwarzer Silhouetten auf: die Lokomotive mit den sieben Waggons. Langsam und schweigend, im Dunkel kaum erkennbar, schritten ein paar Gestalten neben ihnen auf und ab. Weder auf der Lokomotive noch auf den Waggons brannte eine Laterne, nur von dem verdeckten Heizloch fiel ein matter rötlicher Schein auf den Bahnkörper.

„Was ist das?" fragte ich, einen Schritt zurückweichend.

„Haben Sie's schon vergessen? Wir fahren doch!" murmelte der Doktor.

Die Nacht war kalt, und er zitterte vor Kälte, und während ich ihn ansah, fühlte auch ich einen kitzelnden Schauer über meinen Körper laufen.

„Weiss der Teufel!" schrie ich ganz laut — „konnten Sie nicht einen andern mitnehmen?"

„Still doch, wenn ich bitten darf — still!" sagte der Doktor und fasste nach meiner Hand.

Aus dem Dunkel liess sich eine Stimme vernehmen: „Jetzt könnte man alle Geschütze abfeuern, und kein Mensch würde sich rühren. Sie schlafen drüben gleichfalls. Man könnte sich unbemerkt an sie heranschleichen und sie alle im Schlafe fesseln. Ich bin eben an einem Vorposten vorübergekommen — er starrte mich an und sagte kein Wort, er rührte sich überhaupt nicht. Jedenfalls ist auch er eingeschlafen."

Ein Gähnen folgte den Worten, und ich hörte an dem leisen Geräusch der Kleider, dass er sich dehnte. Ich lehnte mich mit der Brust gegen den Rand des Waggons und versuchte hinaufzuklettern, aber sogleich wieder kam der Schlaf über mich. Irgend jemand half mir von hinten hinauf, während ich ihn mit den Beinen fortzustossen suchte. Endlich war ich oben und schlief sogleich wieder. Und im Schlafe, ganz zusammenhanglos, vernahm ich einzelne Bruchstücke eines Gesprächs:

„Auf der siebenten Werst..."

„Habt Ihr Laternen mitgenommen?"

„Er wollte nicht mitkommen..."

„Gib her. Schraub's etwas tiefer ... so!"

Ein Schütteln und Rütteln ging durch die Waggons. Von all den Geräuschen und Lauten, die auf mich eindrangen, wurde ich trotz der bequemen Lage, in die ich schliesslich meinen Körper gebracht, fast ganz wach. Der Doktor war eingeschlafen, und als ich seine Hand fasste, war sie schwer und welk wie die Hand eines Toten. Der Zug bewegte sich bereits,

Ein anderes ist es aber, ob in unseren Ratssälen immer das richtige Verständnis vorhanden ist gegenüber denjenigen Massnahmen, die im Interesse der Völkerverständigung, der Schiedsgerichtsbarkeit und damit der allgemeinen Rüstungsbeschränkung zu treffen sind. In dieser Richtung liegt die Aufgabe der Pazifisten unter den Volksvertretern! Vor allem gilt es, eine Reorganisation der interparlamentarischen Gruppe der Bundesversammlung durchzuführen, so dass diese imstande ist, eine unseres freien und fortschrittlichen Landes würdige und seinen Interessen dienende Vertretung bei den Verhandlungen der dritten Haager Konferenz durchzusetzen. (Im Interesse eines intelligenten, aber kleinen und darum schwachen Landes liegt es nämlich unbedingt, dass Recht vor Macht gehe, so dass also nicht das Schwert, sondern die Gerechtigkeit künftig in der Welt triumphiere!) Diese Pazifisten haben ferner dafür zu sorgen, dass immer wieder solche Gedanken, welche zur Annäherung an andere Nationen beitragen, unterstützt werden. Sie haben auf die Abschliessung von obligatorischen Schiedsgerichtsverträgen zu dringen, sie sollen versuchen, einen eidgenössischen Friedenstag durchzusetzen, sie sollen darnach trachten, dass die bestehenden Friedensinstitute vom Staate finanziell und moralisch unterstützt werden. Aufgaben für sie sind genug vorhanden; es fehlt nur daran, dass mit Ernst solche Gesichtspunkte ins Auge gefasst und zur Sprache gebracht werden, die allmählich, sowohl nach aussen, durch Einführung der neuen Prinzipien in den Völkerverkehr, als nach innen, durch Aufklärung des eigenen Volkes über das wahre Wohl und den echten Patriotismus einer Nation, eine Welt, deren oberstes Gesetz Gerechtigkeit ist, gestalten können.

Das wäre eine segenbringende Aufgabe dieser kleinen, vorwärtsstrebenden Republik, durch die sie befruchtend auf das alternde Europa wirken könnte.

Und wir täuschen uns schwerlich, wenn wir glauben, dass die rüstungsmüden Nationen nur darauf warten — vielleicht unbewusst — dass die erlösende Tat angeregt werde in taktvoller Weise und von einer Seite, die unbefangen, uninteressiert, neutral ist.

G.-C.

——o——

Kultur - Mängel.

Es ist kaum in Abrede zu stellen, dass trotz des bereits weitverbreiteten Enthusiasmus für die Friedensideen im grossen und ganzen eine starke Gegenströmung besteht, ja bestehen muss, wenn wir die Ursache dieser Gegenströmung näher ins Auge fassen. Ich bin der Ansicht, dass der Friedensgedanke, der Friedenswunsch seiner innersten Natur nach, etwas Vornehmes ist, etwas, das dem rohen Markttaglärm des Lebens viel lieber aus dem Wege geht; wir wollen uns nicht täuschen: die Friedensbestrebung ist heute noch trotz so manchem praktischen Fortschreiten im Grunde genommen ein Ideal, und der — sagen wir — weltliche Zug, der einem roten Faden gleich alle menschlichen Verhältnisse durchzieht, ist eher ein idealfeindlicher zu nennen; jeder unparteiische Beobachter unserer Zeit wird mir darin beistimmen; ja ich wage es zu behaupten, dass unserer heutigen Gesellschaftsorganisation ein systematisch antiidealer Einfluss zuzuschreiben ist. Ein Beweis hierfür scheint mir die zunehmende allgemeine Sittenverrohung, was freilich schwer in Einklang zu bringen ist mit unserer vielgepriesenen sogen. Kultur; aber das Bild der Strassen in unseren Städten gibt in mancher Beziehung die passende Illustration dazu. Auch der auf die Spitze getriebene Kampf ums Dasein, wie er sich besonders in den grossen Städten abspielt, kann ohne eine gewisse Dosis Hartherzigkeit vulgo Roheit kaum geführt werden, denn aufrichtige Nächstenliebe — Friedensliebe — würde ohne Zweifel den pekuniären Erfolg sehr in Frage stellen, wird es doch in diesem unerbittlichen Kampfe dem Menschen zur Pflicht gemacht, in erster Linie an sich selbst zu denken. Mit alledem will ich sagen, dass die Friedensfreunde einem ganzen Herr feindlicher Elemente gegenüberstehen, deren gemeinschaftliche Quelle wir in dem idealfeindlichen Aufbau unserer heutigen Gesellschaft suchen müssen. Ich kann leider überall im Leben, im öffentlichen sowohl als im geschäftlichen, wie auch bei den Vergnügungen der Menge jenen rohen, rücksichtslosen Zug wahrnehmen, der jedem edleren Gefühlsausdruck, jeder Herzensregung feindlich, ja höhnisch entgegentritt. Es will mir scheinen, als sei in der ganzen Welt die Parole ausgegeben, alles zu unterdrücken, wenigstens in einem

---

langsam und vorsichtig, mit leichtem Zittern, als wenn er den Weg erst abtasten wollte. Ein Student, der bei der Sanitätskolonne Dienst tat, befand sich mit in unserem Waggon. Er zündete das Licht in der Laterne an, deren Schein auf die Wände und die schwarze Türöffnung fiel, und sagte ärgerlich:

„Dass uns der Doktor nur nicht einschläft, zum Henker! Wir wollen ihn lieber wecken, sonst ist dann gar nichts mit ihm anzufangen. Ich kenne das aus eigener Erfahrung.“

Wir rüttelten den Doktor aus dem Schlafe. Er setzte sich auf und starrte uns verständnislos an; dann wollte er sich wieder hinlegen, aber wir liessen es nicht zu.

„Ein Schluck Branntwein wäre jetzt nicht übel,“ meinte der Student.

Wir nahmen jeder einen Schluck Cognac, und der Schlaf verging uns vollends.

Das grosse, schwarze Rechteck der Tür färbte sich erst rosig, dann grell rot — irgendwo hinter den Hügelketten stieg lautlos ein gewaltiger Feuerschein auf, als wenn mitten in der Nacht die Sonne aufginge.

„Das ist weit von hier,“ meinte jemand — „wenigstens zwanzig Werst weit!“

„Ich friere,“ sagte der Doktor, während seine Zähne zusammenschlugen.

Der Student sah aus der Tür ins Freie und winkte mir mit der Hand. Ich blickte in die Nacht hinaus: an verschiedenen Stellen des Horizonts standen unbeweglich, gleich einer unheimlichen, schweigenden Kette, mächtige rote Flammenzeichen am Himmel — als wenn zehn Sonnen zu gleicher Zeit aufgingen. Und es war auch nicht mehr so finster: in der Ferne hoben sich die kompakten, dunklen Massen der Hügel in bald eckiger, bald gewellter Linie scharf ab, während in der Nähe alles in ein rotes, sanftes, ruhiges Licht getaucht war. Ich blickte den Studenten an: auch sein Gesicht strahlte in derselben roten, gespenstischen Farbe des Blutes, das sich in ein Meer von Luft und Licht aufgelöst zu haben schien.

„Gibt es viele Verwundete?“ fragte ich.

Er bewegte, wie abwehrend, seine Hand.

„Verwundete — die schwere Menge,“ sagte er, „aber noch mehr Geisteskranke.“

„Wirkliche Geisteskranke?“

„Was sonst für welche?“

Er sah mich an, und in seinen Augen lag derselbe stockende, wilde Ausdruck kalten Schreckens wie bei